



Eine Blume für den Gemeindebau

30. Mai 2025

Quelle Titelbild

Wenn man seinen Lebensmittelpunkt an einen neuen Ort verlegt, zumal ins Ausland, erlebt man selbstverständlich viele neue und ungewohnte Dinge. Diese kleinen und auch grösseren Unterschiede im Alltag werden häufiger das Thema dieser Kolumne sein.

Zieht man – so wie ich vor gut anderthalb Jahren – von Zürich nach Wien, ist die kontrastreichste Erfahrung ohne Zweifel die Wohnungssuche. In dem Moment, in dem feststand, dass ich einen neuen Job in Wien habe und schon in Kürze dorthin ziehen muss, brach die von diversen Wohnungssuchen innerhalb Zürichs genährte posttraumatische Belastungsstörung über mich herein: Ich erwartete Wochen der

Unsicherheit, zunehmende Verzweiflung und am Ende den eingeübten Kompromiss aus einigermassen guter Lage, miserablem Sanierungsstand und überteuerter Miete. In Zürich ist die globale *housing crisis* Teil der alltäglichen Gefühlslandschaft der Stadt.

Doch es kam ganz anders: Verglichen mit Zürich war die Wohnungssuche in Wien ein Kinderspiel! Ich musste nicht in Schlangen anstehen, die sich bis um die nächste Häuserecke biegen, es war kein erniedrigendes Einschleimen bei unangemessen selbstsicheren Hausverwalter:innen notwendig, und das Angebot in meinem Preissegment war genügend gross, so dass man nicht den erstbesten Strohhalm ergreifen muss, der einem, natürlich ohne jegliche Bedenkzeit, geboten wird.

Ein wichtiger Grund für die verhältnismässig entspannte Lage auf dem Wiener Wohnungsmarkt ist, dass ein gutes Viertel der Wohnungen der Stadt gehören – was sie zur grössten Immobilienbesitzerin Europas macht [1]. Rund ein Viertel der Einwohner:innen leben in solchen stadteigenen Wohnungen, die man in Wien «Gemeindebau» nennt [2]. Während andere Städte ihren Wohnungsbestand in der Hochphase neoliberaler Hegemonie in den 1990er und 2000er Jahren privatisiert haben, hat Wien, so der Kulturwissenschaftler Jens Wietschorke, «ein zentrales Instrument der Wohnungsmarktregulierung immer in der Hand behalten.» [3] Als neu Zugezogener kann man noch nicht in den Gemeindebau ziehen – man muss mindestens zwei Jahre durchgehend seinen Wohnsitz in Wien gehabt haben – und dennoch profitiert man davon, dass die Mieten in Wien durch den hohen Bestand an bezahlbarem Wohnraum insgesamt weniger stark ansteigen als in vergleichbaren Grossstädten.

Heterotopien in der kapitalistischen Stadt

Das war nicht immer so: Bis ins 20 Jahrhundert hinein war der Alltag der Wiener Arbeiter:innenklasse von Wohnungsnot und katastrophalen

Wohnverhältnissen geprägt. Insbesondere in der letzten Phase der Habsburger Monarchie, von 1867 bis 1918, zog es viele Menschen, vor allem aus Böhmen, auf Arbeitssuche in die Stadt, deren Bevölkerung sich innert vierzig Jahren auf über zwei Millionen verdreifachte [4]. Die Lebensverhältnisse der Arbeiter:innen von Wien waren fürchterlich, Wohnungen waren überbelegt, viele Menschen waren obdachlos oder so genannte «Bettgeher», die sich ein Bett in einer Mietwohnung stundenweise mieteten – ein Elend, das man heute noch in den zeitgenössischen Sozialreportagen von Viktor Adler, Max Winter und anderen nachempfinden kann [5].

Nach dem Kollaps der Monarchie begann die Zeit des Roten Wiens, eine Phase sozialdemokratischer Hegemonie, die erst 1934 durch den austrofaschistischen Ständestaat gewaltsam abgebrochen wurde. Im Jahr 1922 wurde Wien ein eigenständiges Bundesland und konnte somit auch selbstständig Steuern erheben. Der neue finanzpolitische Möglichkeitsraum wurde genutzt, um eine zweckgebundene «Wohnbausteuer» einzuführen, die insbesondere Luxuswohnungen und Villen besteuerte und die Einnahmen für den Bau erschwinglicher Wohnungen einsetzte [6]. Am 1. September 1923 beschloss der Gemeinderat das «historische Wohnbauprogramm» [7]. Eine bis anhin beispiellose Bautätigkeit setzte ein, deren Ergebnisse Wien noch heute prägen.



Foto von Autor

Im Vergleich zu anderen architektonischen und städtebaulichen Reformbewegungen der Zeit, etwa dem Bauhaus in Deutschland oder De Stijl in den Niederlanden, wiesen die Neubauten in Wien einen niedrigen Standard und wenig bauliche Innovation auf.

Anders als es zeitgenössische Ideen für gemeinschaftliches Wohnen und die Kollektivierung der Hausarbeit, etwa von Lily Braun oder Jane Addams, entwarfen, folgten die Bauten des Roten Wien einem eher patriarchalen und disziplinierenden Gesellschaftsbild, in dem «Lebensformen jenseits der normativen Kernfamilie» [8] nicht mitgedacht wurden.

Und doch: Läuft man durch die ikonischen Wohnanlagen des Roten Wien, den mächtigen Karl-Marx-Hof im 19. Gemeindebezirk oder den Lasalle-Hof im 2. Gemeindebezirk mit seinem eindrücklich gestalteten Wohnturm (s. Abb. 2), merkt man, dass sich die gesellschaftliche Vision des Roten Wiens

in einem ausgeprägten Formwillen materialisierte, der auch in der Gegenwart noch ästhetisch zu überzeugen weiß. Vor allem aber gelang es, «die Wohnungsnot breiter Bevölkerungsschichten zu beseitigen» [9]. Die Wohnung wurde, so der Architekturhistoriker Gert Kähler, vom Spekulationsobjekt zum sozialen Recht [10]. Die Wiener Gemeindebauten sind deshalb, Jens Wietschorke zufolge, «sozialdemokratische Heterotopien innerhalb der überkommenen kapitalistischen Stadtstruktur.» [11]



Wohnturm des Lasalle-Hofes im 2. Gemeindebezirk © Clemens, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=16363107>

Popkulturelle Texturen